

# Karl Mannheims „Das Problem der Generationen“, neu gelesen

Generationen-„Gruppen“ oder „gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit“?

**Joachim Matthes**

Institut für Soziologie, Universität Erlangen-Nürnberg, Kochstr. 4, D-8520 Erlangen

**Zusammenfassung:** Die 1980 veröffentlichten, bislang unbekanntten Arbeiten von Karl Mannheim zur Methodologie einer Kulturosoziologie geben Anlaß, seine klassische Studie zum Problem der Generationen noch einmal neu zu lesen. In der kritischen Anwendung des „Denksoziologen“ Mannheim auf den „Generationentheoretiker“ Mannheim erschließt sich ein Zugang zur Generationenproblematik, den sich Mannheim selber noch nicht öffnete und der heute in Parallelität zu Entwicklungen in der Sozialisations- und Lebenslaufforschung eher sichtbar wird. Zwei Gedankenwege führen zu diesem Zugang. Zum einen weist Mannheims „Denksoziologie“ den Weg zu einer Analyse der *gesellschaftlichen* Verbegrifflichung von sozio-kulturellen Prozessen und Konstellationen *als* generationellen, – vor aller *wissenschaftlichen* Konzeptualisierung des Generationenproblems, der Mannheim trotz seiner wissenssoziologischen Orientierung noch verhaftet bleibt und die anders ausfällt, wenn sie sich auf eine „denksoziologische“ Vorab-Analyse *gesellschaftlicher* Verbegrifflichung von generationellen Phänomenen beziehen kann. Zum anderen zeigt eben ein solches Vorgehen, wie sehr auch Mannheims Analyse des Generationenproblems – trotz all seiner eigenen gegenteiligen Absichten und Bekundungen – der Vorstellung vom gruppenhaften Charakter von Generationen verhaftet bleibt, – einer Vorstellung, die mit der Neigung zur Verräumlichung gesellschaftlicher Phänomene im soziologischen Denken zusammenhängt. Die Aufdeckung von Widersprüchen und Aporien in Mannheims Analyse des Generationenproblems führt in Parallelität zur neueren Sozialisations- und Lebenslaufforschung zu einer anderen, in Mannheims Analyse zwar angelegten, aber nicht konsequent ausgearbeiteten Sicht auf das Generationenproblem: *generationelle Verhältnisse* erscheinen dann als eine Modalität der gesellschaftlichen Regelung von Zeitlichkeit, in der es um die Verarbeitung der Erfahrung von Ungleichzeitigkeit in Erfahrungs- und Erinnerungsbeständen geht, die je für sich Konsistenz und Plausibilität aus dem Umstand ihrer Gleichzeitigkeit gewinnen, – auch und gerade dann, wie Mannheim betont hat, wenn sie im Blick auf geteilte Erfahrungen polare Typisierungen in sich enthalten. Der Blick wird damit von Generationen als Altersgruppen mit je in sich gemeinsamen, unter sich verschiedenen Orientierungen weg auf kulturelle Typisierungen und Regelungen von Zeitlichkeit gerichtet, für die generationell ausgeprägte Altersgruppen als gesellschaftliche Indikatoren stehen.

## 1

In seiner kritischen Auseinandersetzung mit Helmut Schelskys These, die Thematik der Soziologie im Deutschland der ausgehenden Weimarer Zeit sei „selbst am Ende“, – ihre „Melodien“ seien „durchgespielt“ gewesen, und die Soziologie habe „kaum noch Entwicklungskräfte in sich selbst“ gehabt (und sei daher umso eher der Kulturpolitik des Nationalsozialismus zum Opfer gefallen) (Schelsky 1959, S. 37; 1980), hat René König das eigentümliche Profil einer „neuen Welle“ in der deutschen Soziologie dieser Zeit überzeugend herausgearbeitet (König 1984). In seiner Darstellung dieser „neuen Welle“ räumt König Karl Mannheim einen prominenten Platz ein. Obgleich Ungar und daher „in seiner Entwicklungsperiode den vom Deutschen Reich völlig verschiedenen Kulturinflüssen des alten Österreich-Ungarn ausgesetzt“ gewesen (König 1984, S. 9), sei Mannheim einer der Exponenten dieser „neuen Welle“ gewesen: professionell als einer, der „den Aufstand im Herzen der DGS selber probte“ (König 1984, S. 11), – gedanklich als Überwinder eines reduktionisti-

schen soziologischen Vulgärmarxismus und als Begründer einer Wissens- und Kulturosoziologie eigener Prägung, der paradigmenschaffende Kraft zugeschrieben werden müsse. Die neuerliche Publikation bislang unbekannter Arbeiten Mannheims zur Kulturosoziologie, insbesondere zur Eigenart kulturosoziologischer Erkenntnis (Mannheim 1980), *stützt* Königs nachdrücklichen Hinweis auf das „Neue“ an Mannheims soziologischem Wirken am Ausgang der zwanziger Jahre, und so besteht aller Anlaß, das Augenmerk heute noch einmal auf das zu richten, was Mannheims soziologische Arbeiten zur neueren kulturosoziologischen Diskussion beizutragen haben.

Dies soll hier versucht werden am Beispiel seiner Abhandlung über „Das Problem der Generationen“ (Mannheim 1928, 1964). Denn das Problem der Generationen ist ein kulturosoziologisches Thema par excellence – nicht nur im Hinblick darauf, daß die Bildung von Generationen und die Konflikte zwischen ihnen ein eminent kulturelles Phänomen sind, sondern auch und gerade in dem besonderen Sinne, in dem Mannheim kulturosozio-

logische Analyse verstanden wissen wollte: als komplexe interpretative Theorienbildung, die die jeweilige Zeitgebundenheit des wissenschaftlichen Denkens ebenso mitreflektiert wie den Umstand, daß alle „Gegenstände“ soziologischer Analyse einen schon immer von Leistungen der Eigentheoretisierung durchsetzten gesellschaftlichen „Erfahrungsraum“ bilden. So wird am Thema der Generationen in der alltäglichen Lebenserfahrung ebenso wie in der intelligenten Zeitdeutung auf den (gesellschaftlichen) Begriff gebracht, was als Werte- und Kulturwandel im Erfahrungsraum der Gesellschaftsmitglieder erfahrbar ist, – und zugleich müht sich die sozialwissenschaftliche Forschung am Thema der Generationen immer wieder ab in der richtigen und doch so schwer empirisch nachvollziehbaren Einsicht, daß sich aller Werte- und Kulturwandel durch das Nadelöhr des intergenerationellen Transfers hindurch vollzieht. Solche Indexikalität von gesellschaftlicher und kultureller Selbstthematisierung einerseits und wissenschaftlich-theoretischer Reflexion auf die (auch) gesellschaftlich thematisierten „Gegenstände“ andererseits, – ergänzt um die wissensoziologische Perspektive auf die gesellschaftlich-kulturelle Bedingtheit der Inhalte und Instrumente wissenschaftlicher Erkenntnis: genau das ist es, was Mannheim den Anstoß zur Entwicklung einer „Denksoziologie“ gab, in der „das Werden der Methodologie und der Logik mit dem Gesellschaftsprozeß“ verknüpft werden soll (Mannheim 1980, S. 201). Und diese Verknüpfungsleistung, so wird Mannheim nicht müde zu betonen, soll erfolgen unter dem Eindruck der Erfahrung, wie schnell in „quantifizierender“ wissenschaftlicher Betrachtung ebenso wie in rein „qualitativer“ ein Phänomen (wie das der Generationen) unter den Fingern seiner Analytiker zerrinnt, obgleich doch kein Zweifel daran bestehen kann, daß es dieses Phänomen „gibt“ (wie Mannheim einige Male bezeichnenderweise anmerkt, vgl. Mannheim 1964, S. 520).

Was also ergibt sich, wendet man, vom heutigen kultursoziologischen Erkenntnisinteresse angeleitet, auf den Generationentheoretiker Mannheim an, was der Denksoziologe Mannheim über die Erfordernisse und Möglichkeiten kultursoziologischen Erkennens und deren Bedingungen sagt?

## 2

Verfolgt man diese Frage, fällt zunächst und vor allem auf, daß Mannheim in seiner Analyse das Problem der Generationen nicht so einsetzt, wie

man es von ihm als „Denksoziologen“ eigentlich erwarten würde.

Vom „Denksoziologen“ fordert Mannheim in seiner Abhandlung über „Eine soziologische Theorie der Kultur und ihrer Erkennbarkeit“ (1922, in: Mannheim 1980), er müsse „der künstlichen Abstraktion“, die in der „hypothetischen Konstruktion eines reinen Denkens“ stecke, stets den „Tatbestand entgegenhalten“:

„Jeder Erkenntnisakt ist nur ein unselbständiger Teil einer existentiellen Beziehung zwischen Subjekt und Objekt, einer existentiellen Beziehung, die jeweils eine anders geartete Gemeinsamkeit und eine stets spezifische Einheit zwischen diesen beiden stiftet.“

(Mannheim 1980, S. 206)

Dies bedeute, so führt er wenig später aus (S. 207), die Einsicht ständig gegenwärtig zu halten, daß das Erkennen nicht mit der (wissenschaftlichen) „Verbegrifflichung“ beginne; sie sei nur eine „späte, zumeist analytische Phase“ einem Zustande gegenüber, wo man das „zu Erkennende“ bereits „hat“. Dieses „Haben“ als der „weitere Begriff des Erkennens“ hat in sich seine eigene Dimension der „Verbegrifflichung“, (der soziokulturellen „Kosmisation“ der „Definition von Wirklichkeit“ im Zusammenhang ihrer „gesellschaftlichen Konstruktion“, wie man in Anlehnung an die Terminologie von Peter L. Berger und Thomas Luckmann (1970) sagen könnte), – und auf diese Verbegrifflichung als Dimension der Konstitution gesellschaftlicher Wirklichkeit hat der „Denksoziologe“ in Mannheims Verständnis seine erste Aufmerksamkeit zu richten. Eben dieser ersten Regel denksoziologischer Methode folgt Mannheim in seiner Analyse der Generationenproblematik nicht.

Er wirft die Frage nach der in der gesellschaftlichen Thematisierung des Generationenproblems sich vollziehenden „Verbegrifflichung“ als „Teil eines existentiellen Gesamtprozesses“, in dem das „Begriffliche nur eine Seite darstellt“ (Mannheim 1980, S. 219), gar nicht erst auf. Vielmehr setzt er sofort ein mit dem wissenschaftlichen Begriff der Generationen als „Allgemeinbegriff in definitivischer Charakteriertheit“ (Mannheim 1980, S. 220) und diskutiert kritisch jene gedanklichen Operationen, die Sozialwissenschaftler vor ihm mit diesem „Allgemeinbegriff“ vorgenommen haben, – die (von ihm so benannten) „Positivisten“ ebenso wie die Vertreter der „historisch-romantischen“ Schule. Nicht daß ein solches Vorgehen schlechthin verfehlt wäre; Mannheim gelingt ja auch in diesen Kapiteln seiner Abhandlung der wichtige

(offenbar in der Rezeption seiner Abhandlung nicht in seiner vollen Tragweite erkannte) Nachweis, wie sehr beide wissenschaftlichen Richtungen gerade in der Unterschiedlichkeit ihrer einerseits quantifizierenden, andererseits auf dem „Qualitativen“ beharrenden Fassung und Deutung des Problems der Generationen (und natürlich nicht nur in dieser Hinsicht!) einen Denkszusammenhang repräsentieren, – wie ein spezifischer Rationalismus einen spezifischen Romantizismus erzeugt, und wie letzterer in seinen Essentialien auf den ersteren angewiesen bleibt.

Doch diesem Ertrag von Mannheims wissenssoziologischer (eigentlich: theorie-soziologischer) Analyse zum Problem der Generationen fehlt die in einem präziseren Verständnis wissenssoziologische Unterfütterung nach Mannheims eigenen Ansprüchen an eine denk- und kultursoziologische Analyse, – die Unterfütterung nämlich durch eine genauere Bestimmung des „konjunktiven Erfahrungsraums“, jener „perspektivischen“ Welt der Verbegrifflichung, in der von Menschen existentiell geteilte Wahrnehmungen und Erfahrungen als solche generationeller Art auf für die Beteiligten (konjunktiv) gültige Bezeichnungen gebracht werden, was zugleich auch die Mittelbarkeit solcher Wahrnehmungen und Erfahrungen untereinander – wie auch gegenüber anderen im gleichen Sprachraum – sichert. Immer wieder hebt Mannheim eindrücklich hervor, daß die wissenschaftliche Methodologie, die kultursoziologische Analyse solchen konjunktiven Erfahrungsräumen, hier also: der Art und Weise, wie und von wem im historisch-gesellschaftlichen Prozeß bestimmte Wahrnehmungen und Erfahrungen auf den Begriff der Generation gebracht werden, gerecht werden müsse (vgl. Mannheim 1980, S. 214, 220):

„Das Leben und insbesondere das Leben im konjunktiven Erfahrungsraum schafft aber die Begriffe nicht zum Zwecke theoretischer Kontemplation, um bei ihnen auszuruhen, sondern um in ihnen und mit ihnen weiterzuleben,“ weshalb sich denn auch die kultursoziologische Analyse, folgt sie dieser Einsicht in concreto nicht, der Gefahr eines Realitätsverlustes ausliefert. Eben dem nun verfällt Mannheim selber in dieser seiner so wichtigen Abhandlung. Sie liest sich wie ein breit angelegter Versuch, der Art und Weise nachzuspüren, wie sich die Theoretiker beim Begriff der Generationen ‚ausgeruht‘ haben; sie liest sich insgesamt wie eine (allgemein-)begriffs- und theoriegeschichtlich orientierte Bemühung um eine theoretisch angemessene Definition des gemeinten Problems, so als käme es darauf an, die-

sem Phänomen erst durch seine wissenschaftlich vertretbare Definition die Legitimation zu geben, überhaupt da zu sein.

Damit fällt Mannheim hinter seine eigene Kritik an der „Hypostasierung“ des „bürgerlichen Rationalismus“ als einer Form des Erkennens zurück (vgl. Mannheim 1980, S. 201, 206). Er verfällt seinerseits wieder jener rationalistischen Inversion des (soziologischen) Denkens, die meint, die „eigentliche“ gesellschaftliche Wirklichkeit ließe sich erst in der Bestimmtheit der von ihm geprägten Begrifflichkeit erfassen, – in der besonderen gesellschaftlichen „Nostrifizierungsleistung“ der Sozialwissenschaftler, sozusagen<sup>1</sup>.

Dabei wäre es doch gerade nach Mannheims bahnbrechendem „denksoziologischen“ Ansatz äußerst bedeutsam, zuallererst der Frage nachzugehen, welcher Art denn jene gesellschaftlichen Beziehungen und Verhältnisse seien, die sich selber, im Bemühen um ihre Selbst-Verortung, Selbst-Bestimmung und Selbst-Verständigung, als spezifisch generationelle, als solche des Unterschieds und Zusammenhangs von Generationen auf ihren Begriff bringen. Die eigentümliche Unbestimmtheit, die solchen gesellschaftlichen Selbst-Bestimmungen anhaftet, gäbe dabei gerade das aufschlußreiche Feld und Material kultursoziologischer Analyse und Interpretation ab. Aber genau dies wird verschlossen, wenn alles Bestreben vorab darauf gerichtet wird, die Modalitäten nachzuzeichnen, unter denen im begriffs- und theoriegeschichtlichen Prozeß die Unbestimmtheit der gesellschaftlichen Selbstbezeichnung schon immer in die Bestimmtheit der wissenschaftlichen Begrifflichkeit

<sup>1</sup> Ich übernehme den Begriff „Nostrifizierung“ hier ohne nähere wort- und bedeutungsgeschichtliche Überprüfung (z. B. seiner Verwendung im Völkerrecht) dem Aufsatz von Justin Stagl (in: H. P. Duerr 1981, Bd. 1). Ohne mich in Gänze mit den methodologischen Überlegungen identifizieren zu wollen, in deren Rahmen Stagl diesen Begriff einführt (S. 284ff.), scheint er mir gut geeignet zu sein, für die in Mannheims „Denksoziologie“ angezielte Problematik zu stehen: daß nämlich alle Subsumtion von besonderen Erscheinungen unter allgemeine (wissenschaftliche) Begriffe auch „umgekehrt die Nostrifizierung dieses Besonderen in einer Begriffswelt“ (Stagl 1981, S. 284, Hervorhebung von J. M.) ist und dabei einen Verbegrifflichungsvorgang in einer anderen Begriffswelt voraussetzt, auf den eben das „denksoziologische“ Interesse sich richtet. (Vgl. auch Matthes 1985b)

verwandelt wurde (um mit ihr dann, „vorbegriffs-frei“ sozusagen, an die gemeinte Wirklichkeit heranzugehen). Kurzum: schon mit der gedanklichen Anlage und dem thematischen Einsatz stellt sich Mannheim in dieser Abhandlung zum Problem der Generationen selber jene rationalistische „Falle“, die er sonst so eindringlich aufzuspüren und zu kennzeichnen weiß.

### 3

Was hat das für Folgen? Zwei fallen sofort auf. Zum einen führt ihn seine „denksoziologische“ Inkonsequenz unter der Hand auf einen Weg, der analog ist zu dem, den er an den Generationen-Theoretikern vor ihm kritisiert, indem er ihnen vorwirft:

„daß sie einer naturalistisch quantifizierbaren Rhythmik der entscheidenden Geburten . . . unvermittelt eine entsprechende Rhythmik im Geistigen parallel setzen sollen“.

(Mannheim 1964, S. 552)

Zwar folgt er nicht dem Modell einer „naturalistisch quantifizierbaren Rhythmik der entscheidenden Geburten“. Doch er tut nichts anderes, als dieses Modell durch ein anderes zu ersetzen, das strukturalistisch gefaßt ist und trotz aller sorgfältigen (und durchaus aufschlußreichen) begrifflichen Differenzierungen (Generationslagerung, -zusammenhang, -einheit) letztlich am gleichen Prinzip des „Messens“ orientiert bleibt, dem auch das von ihm kritisierte „naturalistische“ Modell folgt. Damit bleibt er, bei Substituierung des einen Modellteils durch einen anderen, jener Denkstruktur verhaftet, die es nach seinen eigenen denksoziologischen Intentionen eigentlich zu überwinden gälte: er folgt weiterhin der Vorstellung von der „Parallelität“ von Phänomenen des „Seins“ und des „Bewußtseins“, und der Durchbruch zu einer Konzeptualisierung, in der die Zusammenhänge zwischen beiden schon immer ineins gedacht sind, um dann in dieser Einheit analysiert zu werden, gelingt ihm nicht. Hier schlägt sicherlich das ‚bürgerlich-rationalistische‘ Moment an der Theorietradition durch, aus der er kommt: des historischen Materialismus, in dem einerseits die ‚Hypostasierung‘ einer bestimmten Erkenntnisform zu Erkenntnis überhaupt im ‚bürgerlichen Rationalismus‘ als Ausdruck bürgerlich-kapitalistischer Warenproduktion aufgewiesen, andererseits aber eben die gleiche Idee von der Erkenntnis-Überlegenheit der wissenschaftlichen Rationalität gegenüber der in der Wirklichkeit selbst enthaltenen denkleitend bleibt. Und so läßt sich denn Mannheim auch –

zum anderen – in das Prokrustes-Bett der aus dieser Theorietradition stammenden Kategorienwelt pressen, widerstrebend zwar, sie immer wieder verfeinernd und differenzierend, – und dennoch: der Fahrplan der Generationenanalyse wird dem der Klassenanalyse (unorthodoxer Prägung, gewiß) nachgebildet, und auf diesem Wege mitgenommen werden all jene Aporien, an denen sich ständig abzuarbeiten auch die unorthodoxen Träger der Diskussion um das Verhältnis von Klassenlage und Klassenbewußtsein kennzeichnet: die Aporien von „bewußter Zugehörigkeit“ versus „objektiver Zurechnung“, von „objektiver“ und „subjektiver“ „Entsprechung“ von „Sein“ und „Bewußtsein“.

Nun kann man diese beiden negativen Folgen der denksoziologischen Inkonsequenz Mannheims in seinem Ansatz zu einer soziologischen Analyse des Problems der Generationen auch anders verstehen denn als Ausdruck einer nur halbwegs gelungenen Emanzipation von der eigenen spezifischen theoriegeschichtlichen Herkunft. Man kann sie auch verstehen als Ausdruck jener den westlich-bürgerlichen Gesellschaften im neunzehnten und beginnenden zwanzigsten Jahrhundert eigentümlichen Erfahrungen von der ‚Äußerlichkeit‘ der gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber denen, die sie ausmachen, – eine Erfahrung, der die westliche Soziologie ihr Entstehen verdankt und die sie mit den Kategorien der „Entfremdung“ (Marx) und der „Exteriorität“ (Durkheim) auf den (gesellschaftlich sinnlichen) Begriff gebracht und zur Voraussetzung ihres disziplinären Denkens gemacht hat (vgl. Tenbruck 1984, Matthes 1985b). Mit dieser Festschreibung einer kulturhistorisch spezifischen gesellschaftlichen Selbsterfahrung als Grundlage wissenschaftlich-disziplinären Denkens in der Soziologie werden die Bedingungen der Möglichkeit für die Übertragung der Idee und der Verfahren „objektiver Rationalität“ von den Natur- auf die Kulturwissenschaften (im weitesten Sinne dieses Begriffes) gesetzt, und in der Folge hängt aller Ausweis der Wissenschaftlichkeit an der Observanz dieser Setzung, – so auch für Mannheim, obgleich gerade er es war, der – um René König zu paraphrasieren – im Zentrum seiner eigenen Wissenschaft beständig und hartnäckig den Aufstand gegen diese Setzung probte: probte, mit allem Verdienst und aller Begrenzung, die dieses Wort ausdrückt. Ein wesentlicher epistemologischer Zug dessen, wogegen sich Mannheims Aufstand in der Soziologie seiner Zeit richtete und dem er doch immer wieder verhaftet blieb, war – und ist – das verräumlichende Moment im soziolo-

gischen Denken, das als betrachtungswürdiges und erklärungs-fähiges Phänomen nur zuläßt, was sich in beobachtbarer Räumlichkeit darstellt oder sich durch gedankliche Operationen auf den Nenner der Räumlichkeit bringen läßt. Es ist faszinierend, an Mannheims Abhandlung zum Problem der Generationen zu beobachten (zu beobachten?), wie er ständig argumentativ gerade gegen die „Ver-räumlichung“ des Generationenphänomens in der Soziologie ankämpft, – gegen das Abziehen dieses Phänomens auf gruppenhaft Beobachtbares, und *dem* dennoch verhaftet bleibt, so als sei es illegitim (und als das gilt es freilich auch), in der soziologischen Analyse von in Räumlichkeit nicht umsetzbaren Beziehungen nun auch in nicht-verräumlichenden Ausdrucksweisen zu handeln.

Mit diesem doppelten Hinweis auf Mannheims haderner Teilhabe an der Kulturzentrischen Selbstbeschränkung des soziologischen Denkens ebenso wie an dessen damit verknüpfter Neigung zur Ver-räumlichung ist nun jener Punkt erreicht, an dem in heutiger kultursoziologischer Betrachtung der theoretische Kern in Mannheims Abhandlung zum Problem der Generationen gegen seine Ausarbeitung durch Mannheim selbst zum Zuge gebracht werden kann: das Generationenproblem nämlich von Grund auf als eines der kulturellen Regelung von Zeitlichkeit zu begreifen.

#### 4

Mannheim hält diese Sicht auf das Problem der Generationen durchaus präsent; er gewinnt den Zugang zu ihr in seiner kritischen Auseinandersetzung mit jener „historisch-romantischen“ Fassung des Problems, in der die äußerlich-quantifizierende Zeitlichkeitsauffassung der „Positivisten“, wie sie sich in deren Konzept von einer „naturalistischen Rhythmik der entscheidenden Geburten“ ausdrückt, konfrontiert wird mit dem Konzept der „Erlebniszeit“, – verstanden als „von innen abmessende Vorstellung“, als „nacherlebbares anschauliches Abmessen geistiger Bewegungen“ (Mannheim 1964, S. 516). Mannheim betont Diltheys Verdienst, in „weiser Zurückhaltung“ mit dem Konzept der „Erlebniszeit“ umzugehen und so der Gefahr zu wehren, die in der „positivistischen“ Konzeption einer „naturalistischen Rhythmik der Geburten“ angelegt sei: nämlich in „mystische Zahlenarithmetik“ umzuschlagen. Mannheim stellt damit klar, daß auch „positivistische“ Konzepte Mystifizierungen unterliegen können, und daß die „romantisch-historische“ Schule gerade

mit ihren „qualitativen“ Konzepten in durchaus aufklärerischer Weise dagegen angetreten sei. Zugleich aber kritisiert Mannheim an Pinder, dem anderen herangezogenen Vertreter der ‚historisch-romantischen‘ Richtung, daß dieser, vor allem mit seinem Konzept der „Entelechie“, die nach ihm jeder Generation ihre innere Gestalt verleihe, der „romantischen Verlockung“ erliege, die richtige Einsicht in die innere Erfahrungseinheit von Generationen umzudeuten in deren „innere Ziele“, in das „eingeborene Lebens- und Weltgefühl“ von Generationen (vgl. Mannheim S. 518). Diltheys Gedanken aufgreifend und Pinders Umdeutung dieses Gedankens wehrend, läßt sich Mannheim in seiner weiteren Analyse anleiten von der Idee der Gleichzeitigkeit als Konstituens der Generationenbildung, – Gleichzeitigkeit gerade nicht als „chronologisches Datum“ genommen, sondern als „Gleichartigkeit der vorhandenen Einwirkungen“:

„Gleichzeitig aufwachsende Individuen erfahren in den Jahren der größten Aufnahmebereitschaft, aber auch später dieselben leitenden Einwirkungen sowohl von seiten der sie beeindruckenden intellektuellen Kultur als auch von seiten der gesellschaftlich-politischen Zustände. Sie bilden eine Generation, eine Gleichzeitigkeit, weil diese Wirkungen einheitlich sind.“  
(Mannheim 1964, S. 516)

In seinerseits „weiser Zurückhaltung“ (auch er hat, wie er es von Dilthey sagt, von den Positivisten gelernt) arbeitet Mannheim nun mit Hilfe seines differenzierten begrifflichen Instrumentariums heraus, wie sich das Moment der Gleichzeitigkeit in der Welterfahrung als Konstituens von Generationen entwickelt: aus der bloßen „Potentialität“ der gemeinsamen „geburtsmäßigen Lagerung in der chronologischen Zeit“ über die Betroffenheit durch historisch bestimmte „gesellschaftlich-politische Zustände“ (und deren durchaus verschiedenartiger Verarbeitung) zu einem Generationszusammenhang, in dem die Gemeinsamkeit des historischen Schicksals allmählich ins Bewußtsein tritt, und aus dem sich dann schließlich Generationseinheiten mehr oder weniger ausgeprägt gruppenhafter Art bilden (können), die durch „ein einheitliches Reagieren, ein im verwandten Sinne geformtes Mitschwingen und Gestalten“ gekennzeichnet sind (vgl. Mannheim 1964, S. 547) und die „inhärierende Tendenz“ einer Generation (Mannheims vorsichtige Aufnahme von Pinders Konzept der Entelechie) zum historischen und sozialen Ausdruck bringen. Eingebettet ist diese Analyse Mannheims in ein Rah-

menwerk von Annahmen über strukturelle Bedingungen, unter denen sich solche Prozesse der Generationenbildung grundsätzlich vollziehen, und von Annahmen über konkret-historische Bedingungen, die darüber entscheiden, bis zu welcher Stufe und in welchen konkreten Gestaltungen sich Generationen jeweils ausprägen. Auf dieses Rahmenwerk ist hier nicht näher einzugehen, denn das hier zu vertretende Argument richtet sich bereits gegen die Anlage der Mannheimschen Analyse. Es läuft darauf hinaus, daß in ihr die fruchtbare Einsicht der „Romantiker“ in den Charakter des Generationenproblems als eines der gesellschaftlichen Struktur von Zeitlichkeit unter dem Einfluß der Neigung des soziologischen Denkens zur Veräumlichung seiner Themen abgefälscht und die Idee der Gleichzeitigkeit lediglich als Vehikel, als Durchlaufbecken für eine zwar behutsame und differenzierende, aber dennoch unverkennbar so orientierte abermalige Deutung des Generationenphänomens als eines der Gruppenhaftigkeit verwendet wird.

Eben damit aber wird der Kern des Generationenphänomens, in kulturosoziologischer Betrachtung, verfehlt. Er liegt ja gerade darin, daß als generationell bestimmte und bestimmbar Unterschiede solche von kulturellen Strukturen der Weltwahrnehmung (im zweifachen Verständnis des Wortes Wahrnehmung) sind, für die gruppenhafte Phänomene nur als Indikatoren, nicht aber als deren soziale Formierung stehen. Solche Strukturen der Weltwahrnehmung sind auch keine bloßen ‚Bewußtseinsphänomene‘, die an Individuen letztlich und eindeutig abgelesen, womöglich aus ihrer Gruppenzugehörigkeit erschlossen werden oder dazu dienen können, nach ihrer Ermittlung Zurechnungen von Individuen zu Gruppen vorzunehmen. Vielmehr handelt es sich bei Generationsphänomenen um kulturelle im Sinne von Regelsystemen, die Prozesse der Weltwahrnehmung steuern und Muster des Weltverhaltens generieren. Individuen und Aggregate von Individuen (im Falle der Generationen: Altersgruppen) stehen in der äußeren Beobachtung indikativ für solche Regelsysteme, doch erschöpfen sich diese nicht in jenen, – auch gerade nicht im Selbstverständnis der indikativen Individuen und Gruppen. Jede Identifizierung beider Größen, und sei sie noch so behutsam und differenziert vorgenommen, versperrt den Zugang zu dieser Schlüsselproblematik. Mannheims Begriffskette: (Generations-)Lagerung → Zusammenhang → Einheit müßte geradezu umgekehrt werden, um dieser Schlüsselproblematik gerecht werden zu können: nicht die Ableitung von grup-

penhaft in Erscheinung tretenden Generationseinheiten aus dem generationellen Zusammenhang und der generationellen Lagerung derer, die ihm zugehören, kann das angemessene Ziel und Verfahren einer kulturosoziologischen Generationenanalyse sein; vielmehr sind umgekehrt als solche in Erscheinung tretende generationelle Gruppen als Indikator zu nehmen in einer durch sie hindurchgreifenden Erfassung kultureller Muster. Hier wird wichtig, was früher ausgeführt wurde: die Selbst- und Fremdbestimmung der zu berücksichtigenden Gruppenphänomene als generationelle im gesellschaftlichen Prozeß. Ähnlich wie die in „modernen“ westlichen Gesellschaften ausgeprägte soziale Institution des Lebenslaufs, die Martin Kohli jüngst (1985) überzeugend als kulturelles Regelsystem analysiert hat, und mit ihr verstrebt tragen die generationellen Verhältnisse ihren Teil zur gesellschaftlichen Regelung von Zeitlichkeit bei.

Mannheim verpaßt den Zugang zu dieser Schlüsselproblematik, indem er, Diltheys Idee der Gleichzeitigkeit aufgreifend, aber abgeschreckt durch Pinders Überhöhung dieser Idee, das Moment der Gleichzeitigkeit in konventioneller Manier nur dazu einsetzt, den jeweils inneren Zusammenhang einer (vermeintlichen) Generation herauszuarbeiten: das einer Generation Gemeinsame (was, wie Mannheim sehr treffend darlegt, nicht unbedingt in der spezifischen Homogenität der Weltwahrnehmung, sondern gerade in der Art ihrer kontradiktorischen Struktur liegen kann), ihr „Profil“, ihre „Identität“, – ein grundsätzlich an der Idee des Gruppenhaften orientiertes Vorgehen. Mannheim wäre besser beraten gewesen, wenn er, statt vom Phänomen der Gleichzeitigkeit auszugehen, die von ihm selber als „geradezu genial“ bezeichnete Formel Pinders von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ aufgenommen und ausgearbeitet hätte (Mannheim 1964, S. 521). Denn über sie erst erschließt sich der Zugang zur kulturellen Problematik der generationellen Verhältnisse: Gleichzeitigkeit der Welterfahrung vorausgesetzt, ergibt sich das zentrale Problem aus der gesellschaftlichen Regelungsbedürftigkeit der Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen, – daraus daß, wenn ein Wortspiel erlaubt ist, je gleichzeitig entstandene Muster der Weltwahrnehmung, untereinander je im Verhältnis der Ungleichzeitigkeit stehend, sich doch in der Gleichzeitigkeit ihrer Teilhabe am gesellschaftlichen Geschehen aufeinander einrichten müssen. Und, um das Wortspiel noch einen Schritt weiterzutreiben: während Pinders Formel von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ noch das Gleichzeitige betont und

sekundär die Differenz von Gleichzeitigkeiten hervorhebt, käme es darauf an, das Erfordernis der Herstellung von Gleichzeitigkeit unter Ungleichzeitigkeiten in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken.

Denn genau das ist die gesellschaftliche „Leistung“, die über die generationellen Verhältnisse erbracht wird: chronologisch gegeneinander versetzte Muster der Weltwahrnehmung wechselseitig identifizierbar zu machen, in ihrer Konfrontation aus der Selbstverständlichkeit ihrer „konjunktiven Geltung“ unter den Gleichzeitigkeiten herauszuholen, zurechenbar und „verhandlungsfähig“ zu machen. Nicht um „Generationen“ als wie auch immer gestaltete und bestimmbare Gruppen geht es, sondern um generationelle Verhältnisse, in denen sich die Zeitlichkeitsstruktur des gesellschaftlichen Geschehens „polyphon organisiert“ (Mannheim 1964, S. 538), – in denen soziales Erinnern und Vergessen (Mannheim 1964, S. 532ff.) geregelt, – kurzum: die mit der lebenszeitlichen Abständigkeit der Menschen bei ständiger gesellschaftlicher Gleichzeitigkeit immer erneut entstehende und erzeugte wechselseitige Fremdheitsrelation identifizierbar und bearbeitbar gemacht wird<sup>2</sup>.

Natürlich treibt dieser elementare kulturelle Vorgang immer wieder auch Gruppenbildungen der verschiedensten Art hervor und vollzieht sich über Strecken durch sie. Für die empirische Sozialforschung sind solche gruppenhaften Ausprägungen generationeller Verhältnisse ein Stoff für die systematische und analytische Behandlung des Themas, und eben hier haben alle ja auch durchaus ertragreichen Bemühungen der Altersgruppen- und der Kohortenforschung ihren legitimen Ort. Doch dabei darf der akzidentielle Charakter der generationellen Gruppierungen im Verhältnis zu den generationellen Verhältnissen nicht aus dem Blick geraten, – was, wie schon ausgeführt, nur allzu leicht unterläuft: auch Mannheim. Erst wenn eine altersgruppenspezifische Forschung im Lichte der hier

dargelegten Perspektive auf das Generationenproblem angelegt wird, – und erst wenn ihre Erträge in den damit gesetzten Rahmen der theoretischen Interpretation eingebracht werden, kann von solchen Bemühungen mehr erwartet werden als die sich immer wiederholenden und immer wieder fragwürdig bleibenden Versuche, Namensgebungen für vermeintliche Generationen zu produzieren und als Einstellungskonflikte zwischen ihnen darzustellen, was sich, auf diese Weise nur tangential erfaßt und erfaßbar, in sehr viel tiefer liegenden Schichten der gesellschaftlichen Regelung von Zeitlichkeit als Bedingung der Möglichkeit kultureller Kontinuität abspielt. Für eine daran interessierte kultursoziologische Forschung erhält eine auf „natürliche“ Altersgruppen oder auf künstlich gebildete Kohorten bezogene Forschung, dem Stellenwert ihrer „Gegenstände“ entsprechend, einen indikativen Rang, der auch als solcher in der Anlage der Forschung sorgfältig beachtet werden muß. Derartige Forschung ist zu „fundieren“ in einer wissenssoziologischen Forschung, die der hier eingangs dargestellten Problematik der Selbstthematisierung gesellschaftlicher und kultureller Probleme als generationeller nachgeht. Und sie ist einzubringen in einen weiter gespannten kultursoziologischen Interpretationsrahmen, innerhalb dessen die generationellen Verhältnisse mit ihrer kontinuierlichen „Leistung“, die lebenszeitliche Abständigkeit identifizierbar und „verhandelbar“ zu machen und zu halten, verstanden werden als Bestandteil eines allgemeinen gesellschaftlichen Regelsystems zur Organisation von Zeitlichkeit. Damit würde man auch jenen unentwegten Streit um die Tragfähigkeit des Begriffes „Generation“ hinter sich lassen können, der seinerseits die jeweils gemeinte Wirklichkeit gern hinter sich läßt und immer wieder zur Selbstbeschäftigung der am Umgang mit Begrifflichkeiten fixierten professionsbewußten Soziologen zu entarten droht. Vergessen kann man dann insbesondere so merkwürdige Erträge solchen Streits wie den, den Begriff der „Generation“ auf das innerfamiliäre Verhältnis von Eltern zu Kindern beschränken zu wollen, – während doch alle sich unverblendet haltende soziologische Vernunft lehrt, daß das Besondere des „Generationenproblems“ gerade darin liegt, mit gesamtgesellschaftlichem Gewicht dann und dort in Erscheinung zu treten, wenn die kulturellen Implikationen der lebenszeitlichen Abständigkeit von Menschen innerfamiliär nicht mehr durchgreifend lösbar sind.

<sup>2</sup> Die Einführung des Begriffs „Generationen-Verhältnisse“ erfolgt hier bewußt in Anlehnung an die aus der Begriffswelt des historischen Materialismus sich ableitende Terminologie Mannheims; es fällt schon auf, daß Mannheim diesen für eine historisch-materialistische Gesellschaftstheorie so wichtigen und allen ihr durchaus enthaltenen Verdichtungsverfahren wehenden Begriff selber nicht in seine Analyse des Generationen-Problems übernimmt.

## 5

Mannheims klassische Abhandlung zum Problem der Generationen derart neu zu lesen, wie es hier versucht wird, wird durch mehrere neuere wissenschaftsgeschichtliche Umstände ermöglicht. Die verdienstvolle Veröffentlichung seiner bisher unbekannteren Arbeiten zum „kultursoziologischen Erkennen“ schärft den Blick auf die Inkonsistenzen und Verwerfungen in seinem eigenen argumentativen Vorgehen zu diesem besonderen gesellschaftlichen Problem; sie fordert im übrigen zu einer darüber weit hinausgreifenden Neueinschätzung seines Gesamtwerkes heraus, die für die nächste Zukunft ansteht und noch für mancherlei Erschütterung heutiger soziologischer Selbstverständlichkeiten sorgen wird. Darüber hinaus aber öffnet sich ein neuer Blick auf Mannheims Analyse der Generationenproblematik auch aus jener neueren Forschung heraus, die aus dem schon seit längerem geäußerten Unbehagen an den shortcomings einer zu sehr am Gruppencharakter altersspezifischer Phänomene orientierten Forschung durchgreifende Konsequenzen zieht (eine Orientierung im übrigen, die nicht zuletzt durch die segmentierende, „Bereiche“ abgrenzende innere Arbeitsteilung der soziologischen Forschung bedingt ist). Schon die Revolutionierung der klassischen Sozialisationsforschung unter dem Signum der „lebenslangen Sozialisation“ schlug diesen Weg ein; die neuere Lebenslauf- und Biographieforschung geht ihn weiter, indem sie – sozusagen in Querlage zur herkömmlichen Forschung über Altersgruppen – Altersverläufe durchgehend thematisiert und „Lebenslauf und Lebensalter als eine eigenständige gesellschaftliche Strukturdimension auffaßt“ (Kohli 1985). Der besondere Ertrag gerade dieser Forschung für die allgemeine Soziologie liegt darin, daß sie schon in der Anlage ihrer Konzeptualisierungen, erst recht aber in der Anlage ihrer Forschungsvorgänge die Fixierung an gruppenhaft Beobachtbarem, das Abstecken von Phänomenbereichen und deren Hypostasierung zu Forschungsfeldern vermeidet und sich ganz auf „Prozeßstrukturen“ (vgl. Fritz Schützes wichtige Arbeit zu „Prozeßstrukturen des Lebenslaufs“ in: Matthes u. a. (Hg.) 1981) als Verläufe der soziokulturellen Konstitution und Verarbeitung von Zeitlichkeitserfahrung konzentriert (vgl. zu dieser Forschung ferner M. Kohli, G. Robert (Hg.) 1984, W. Fuchs 1984). Bedeutsam ist an dieser Forschung auch, daß sie sich, so ansetzend und in ihrer Verknüpfung von „Lebenslauf“ – und „Biographie“-Perspektive, gar nicht erst auf jene unselige

Unterscheidung von „Makro“- und „Mikro“-Ebene einzulassen braucht, die als hartnäckiges Relikt der Fixierung soziologischen Denkens auf Räumlichkeit Forschung wie Theoriebildung noch beherrscht und sich durch das Dickicht ihrer selbsterzeugten Legitimationen hindurch kaum noch in dieser Fixierung selbst wahrzunehmen vermag.

Eingebettet sind all solche Bemühungen in die sich deutlich abzeichnende Wiederentdeckung der Zeit als soziologisches Thema, wie sie Werner Bergmann jüngst (1983) umfassend dokumentiert hat. Freilich zeigt diese Dokumentation ebenso wie der hier vorgenommene Bezug auf Zeit als gesellschaftliches und kulturelles Phänomen, daß es dabei um weitaus mehr geht als um die Wiederentdeckung eines soziologischen Themas und seine disziplinäre Domestizierung: mit der Begründung einer speziellen „Zeitsoziologie“ würde vielmehr, wie auch mit der Begründung einer speziellen „Lebenslauf-Soziologie“, gerade verdeckt, daß mit diesem Thema grundlegende Elemente soziologischen Denkens zur Diskussion gestellt werden.

Der Versuch, den Generationentheoretiker Mannheim mit dem Denksoziologen Mannheim zu kritisieren und daraus weiterführende Einsichten zu gewinnen, dürfte dies deutlich gemacht haben. Eben unter diesem Gesichtspunkt läßt dieser Versuch nun noch eine ganze Reihe von Fragen offen. Zu ihnen gehört vor allem, wie denn solche Einsichten in Forschung umzusetzen sind. Prozesse generationeller Selbstthematisierung angemessen zu erfassen, – bei solcher Erfassung zu berücksichtigen, daß nicht „Generationen“, sich thematisieren (als „Gruppenbewußtsein“ sozusagen), sondern daß solche Selbstthematisierungen immer im Wechselspiel der generationellen Verhältnisse indexikal getroffen werden, – und schließlich dabei die „Leistung“ generationeller Verhältnisse für die gesellschaftliche Regelung von Zeitlichkeit im Auge zu behalten: das wirft eine Fülle von Fragen für die empirische Forschung auf, die von der Konzeptualisierung des Forschungsproblems bis zur Auswahl und schlüssigen Kombination methodischer Instrumente reichen.

Zu letzterem wären Mannheims verstreute Äußerungen zu einer „dokumentarischen Methode der Interpretation“ noch einmal zusammenfassend im Lichte seiner erst jüngst veröffentlichten Arbeiten zum „kultursoziologischen Erkennen“ neu zu lesen und dann ins Verhältnis zu setzen zu dem heute verfügbaren Instrumentarium von Forschungsmethoden, insbesondere denen der Beschreibung, der Beobachtung und – jüngst in vielversprechender



Entwicklung – des sozialwissenschaftlichen Umgangs mit Texten (vgl. hierzu etwa Soeffner 1979, Bohnsack 1984)<sup>3</sup>.

Eine weitere, grundlagentheoretisch wie methodologisch wichtige Frage, die hier noch abschließend erwähnt werden soll, liegt darin, wie die interkulturelle Varianz generationeller Verhältnisse forschungslogisch und forschungspraktisch unter Kontrolle gehalten werden kann. Diese Frage stellt sich mit besonderer Schärfe, wenn das Generationsphänomen eben gerade nicht als ein „gruppenhaftes“, sondern als ein gesellschaftliche Zeitlichkeit regelndes kulturelles Phänomen aufgefaßt wird. Dann muß berücksichtigt werden, daß in verschiedenen Gesellschaften unterschiedlicher kultureller Prägung möglicherweise auch andere Formen der Regelung für das Problem der lebenszeitlichen Abständigkeit, für die Bewältigung der damit gesetzten Fremdheitsrelation, für die gesellschaftliche „Nostrifizierung“ des kulturell Ungleichzeitigen zu Gebote stehen als generationelle Verhältnisse, – gleichwohl aber diese im Prozeß interkultureller Begegnung als Deutungsschema verfügbar werden<sup>4</sup>.

Wie immer offene Fragen wie diese künftig in der Forschung aufgenommen und bearbeitet werden: zunächst kommt es darauf an, sie überhaupt zu stellen. Die erneute Lektüre von Mannheims klassischer Abhandlung verhilft dazu, indem sie zeigt, daß das soziologische Problem der Generationen der Transformation von einem gruppensoziologisch und sozial-strukturell aufgefaßten in ein solches der kulturellen Regelung von Zeitlichkeit bedarf – in ein Thema vergleichender Kulturosoziologie also.

## Literatur

- Bergmann, W., 1983: Das Problem der Zeit in der Soziologie. Ein Literaturüberblick zum Stand der ‚zeitsoziologischen‘ Theorie und Forschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 35. Jg., H. 3.
- Berger, P. L., T. Luckmann, (1970): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt, S. Fischer Verlag.
- Bohnsack, R., 1984: Alltagsinterpretation und soziologische Rekonstruktion, Opladen, Westdeutscher Verlag.
- Duerr, H. P. (Hg.), 1981: Der Wissenschaftler und das Irrationale, 2 Bde., Frankfurt, Syndikat Verlag.
- Fuchs, W., 1984: Biographische Forschung. Eine Einführung in Praxis und Methoden, Opladen, Westdeutscher Verlag.
- König, R., 1984: Über das vermeintliche Ende der deutschen Soziologie vor der Machtergreifung des Nationalsozialismus, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 36. Jg., H. 1.
- Kohli, M., G. Robert (Hg.), 1984: Biographie und soziale Wirklichkeit. Neuere Beiträge und Forschungsperspektiven, Stuttgart, Metzler.
- Kohli, M., 1985: Die Institutionalisierung des Lebenslaufs. Historische Befunde und theoretische Argumente, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37. Jg., H. 1.
- Mannheim, K., 1928, 1964: Das Problem der Generationen. Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie, 7. Jg., H. 2, 1928; wieder abgedruckt in: Karl Mannheim, Wissenssoziologie, Soziologische Texte 28, Berlin und Neuwied, Luchterhand 1964 (Zitate nach der Seitenzählung dieses Wiederabdrucks).
- Mannheim, K., 1980: Strukturen des Denkens, herausgegeben von D. Kettler, V. Meja und N. Stehr, Frankfurt, Suhrkamp.
- Matthes, J., A. Pfeifenberger, M. Stosberg (Hg.), 1981: Biographie in handlungswissenschaftlicher Perspektive, Nürnberg, Verlag der Nürnberger Forschungsvereinigung e. V.
- Matthes, J., 1985a: Zur transkulturellen Relativität erzählanalytischer Verfahren in der empirischen Sozialforschung, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 37. Jg., H. 2.
- Matthes, J., 1985b: Die Soziologen und ihre Wirklichkeit, erscheint in: Soziale Welt, Sonderband.
- Matthes, J., S. Siddique, N. Puru-Shotam-Gore, 1986: The Shared Scenario: Indian Everyday Life in Singapore, Singapore, Institute of Southeast Asian Studies (erscheint Anfang 1986).
- Schelsky, H., 1959: Ortsbestimmung der deutschen Soziologie. Düsseldorf, Diederichs.
- Schelsky, H., 1980: Zur Entstehungsgeschichte der bundesdeutschen Soziologie, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 32. Jg., H. 3.
- Schütze, F., 1981: Prozeßstrukturen des Lebenslaufs, in: J. Matthes u. a. (Hg.) 1981.

<sup>3</sup>Wichtige Aufschlüsse zu den Möglichkeiten und Grenzen einer so angelegten Forschung zum Generationenproblem sind von einem jüngst eingeleiteten Forschungsprojekt (Werner Mangold, Ralf Bohnsack) zu „Kollektiven Orientierungen in Gruppen Jugendlicher“ zu erwarten, das mit einer textinterpretativ aufbereiteten Version des Gruppendiskussionsverfahrens arbeitet.

<sup>4</sup> Ein Versuch, Prozesse des sozio-kulturellen Wandels mit einem auch an der gesellschaftlichen Regelung von Zeitlichkeit orientierten generationstheoretischen Ansatz am Beispiel einer südostasiatischen Gesellschaft zu untersuchen, wird demnächst vorgelegt werden (Matthes u. a. 1986; vgl. auch Matthes 1985a).

- Soeffner, H.-G. (Hg.), 1979: Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften, Stuttgart, Metzler.
- Stagl, J., 1981: Die Beschreibung des Fremden in der Wissenschaft, in: H. P. Duerr (Hg.).
- Tenbruck, F. H., 1984: Die unbewältigten Sozialwissenschaften, oder: Die Abschaffung des Menschen, Graz, Wien, Köln, Styria.